

Aram Ziai

# Frohe Weihnachten Afrika!

## Rassismus in der Entwicklungszusammenarbeit

### Zusammenfassung

Nachdem Rassismus in der Entwicklungszusammenarbeit (EZ) hierzulande jahrzehntelang ein klassisches ‚Nicht-Thema‘ war (Ausnahme: Melber 1992), ist im letzten Jahrzehnt – nicht zuletzt durch eine Reihe von Studien (White 2002; Goudge 2003; Kothari 2006a, 2006b; Kiesel/Bendix 2010; Glokal 2012; Wilson 2013) eine verstärkte Aufmerksamkeit für dieses Thema festzustellen. Diese beruht auf der These einer immer noch häufig anzutreffenden Kontinuität der westlichen Sichtweise auf die Gesellschaften und Menschen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas zwischen der kolonialen Ära und jener der Entwicklungszusammenarbeit. Dieser These und der damit verknüpften Frage nach Rassismus in der EZ will der vorliegende Aufsatz nachgehen. Dabei kann es nicht um eine Auflistung und Anprangerung rassistischer Verhaltensweisen einzelner in der EZ tätiger Personen gehen, sondern um tiefer liegende Strukturen.

**Schlüsselworte:** *Rassistische Denkstrukturen, Kolonialdiskurs, Entwicklungsdiskurs*

### Abstract

After being for decades a classical ‚non-issue‘ (exception: Melber 1992) in development cooperation over here, during the last decade an increasing attention to racism can be detected. Not least due to a series of studies (White 2002; Goudge 2003; Kothari 2006a, 2006b; Kiesel/Bendix 2010; Glokal 2012; Wilson 2013). The attention is thanks to the thesis of a still often encountered consistency of a western perception of societies and people of Africa, Asia and Latin America that is observable in the colonial area as well as in development cooperation. This thesis and the associated question of racism in development cooperation will be pursued in this article. In doing so this doesn't aim on registration and denunciation of racist behavior of single persons working in development cooperation but on reflecting the deeper structures.

**Keywords:** *racist thought structure, colonial discourse, development discourse*

### Was ist Rassismus?

Biologische „Rassen“ gibt es nicht. Die Genetik hat schon längst festgestellt, dass offensichtliche phänotypische Variati-

onen wie die Hautfarbe keinesfalls mit genetischen Variationsmustern korrelieren. Die Rede von unterschiedlichen menschlichen Rassen kann sich nicht auf eine wissenschaftliche Grundlage berufen (vgl. Miles 1991, S. 94), genauso wenig wie eine fiktive Einteilung der Menschheit in Braun-, Grün- und Blauäugige oder anhand ihrer Ohrenform. Verschiedene Studien (Hund 1999; Habermann 2013) haben nachgezeichnet, wie vermeintlich ‚natürliche Ungleichheit‘ sozial konstruiert und die ‚rassistische‘ Einteilung der Menschheit möglich wurde. So wurden beispielsweise anfänglich die ‚roten‘ Indianer durch die europäischen Kolonialisten nicht als rot, die ‚gelben‘ Chinesen nicht als gelb, und auch die „Schwarzen“ nicht unbedingt als schwarz beschrieben. Kolumbus notierte 1492 über die Menschen auf der Insel, die er San Salvador nannte: „die Farbe ihrer Haut ist wie die der Bewohner der Kanarischen Inseln oder wie von sonnengebräunten Bauern“ (zit. nach Habermann 2013, S. 12). Erst im Rahmen der Legitimation von Gewalt, Kolonialismus und Sklavenhandel entstanden die Rassekategorien. „Definitionen des Rassismus vom angeblich natürlichen Tatbestand der Rasse aus sind deswegen kurzschlüssig“, so Hund (1999, S. 10), „Rassen sind Resultat, nicht Voraussetzung rassistischer Argumentation.“

Aber wodurch zeichnet sich eine solche rassistische Argumentation genau aus? Verschiedene Rassismusforscher/-innen (Atia 2012; Rommelspacher 1995; Miles 1992) betonen meist zwei Elemente: Rassifizierung und Machtverhältnisse. Mit Rassifizierung ist die Zuschreibung bestimmter Eigenschaften aufgrund der wahrgenommenen Zugehörigkeit zu einer ethnisierten Gruppe gemeint, die auch kulturell oder religiös definiert sein kann („Die Afrikaner/Muslime/Roma/Juden sind nun mal so und so“). Die Homogenisierung dieser Gruppe negiert dabei Individualität und Veränderbarkeit. Wenn außerdem Machtverhältnisse impliziert sind, kann von Rassismus gesprochen werden. Machtverhältnisse sind präsent, wenn mit der rassifizierenden Zuschreibung Ungleichheiten erklärt, ungleiche Behandlung gerechtfertigt oder ungleiche Wertigkeit verknüpft werden.

Hinsichtlich der Implikationen dieser Rassismusdefinition ist auf zwei Punkte hinzuweisen. Zum einen darauf, dass Rassismus hier keinesfalls synonym mit nationalsozialistischem Rassendenken und durchaus kompatibel mit einem liberalen Politikverständnis ist. Dass Menschen mit schwarzer Hautfarbe eine natürliche Begabung für rhythmisches Tanzen und Trom-

meln haben (rassifizierende Zuschreibung), wird sicher auch von vielen Menschen geglaubt, die den Rassismus der Nazis entschieden zurückweisen.

Zum anderen ist in diesem Kontext auf die Wirkungsmächtigkeit von rassistischen Diskursen hinzuweisen, die keinesfalls rassistische Überzeugungen der Sprecher/-innen voraussetzt. In vielen Fällen übernehmen Menschen bestimmte Konzeptualisierungen sozialer Wirklichkeit aus dem Sprachgebrauch bestimmter Medien und ihres Umfelds, ohne sich der Implikationen bewusst zu sein, und sprechen unbefangen von „Asylantenproblemen“ und einer „Überflutung durch Ausländer“, während sie die Phänomene auch als „rassistische Gewalt von weißen Deutschen gegenüber AsylbewerberInnen“ oder „steigender Anteil von Menschen migrantischer Herkunft“ bezeichnen könnten. Hall formuliert treffend: „Tatsächlich ... hängt ein ideologischer Diskurs *nicht* von den bewussten Intentionen derjenigen ab, die innerhalb dieses Diskurses Aussagen machen“ (1989, S. 158, Herv.i.O.).

### **Kolonialdiskurs, Entwicklungsdiskurs und Rassismus**

Noch im Vertrag von Versailles am Ende des ersten Weltkriegs, der „die Übertragung der Vormundschaft“ über bestimmte Völker, nämlich die von den Kriegsverlierern kolonisierten, an die „fortgeschrittenen Nationen“ verfügte (Friedensvertrag von Versailles 1919, Art. 22), wird die Grundstruktur des kolonialen Diskurses deutlich: es gibt Völker, die nicht imstande sind, sich selbst zu regieren, und andere, die für sie diese Verantwortung übernehmen. D.h. es gibt herrschende und beherrschte Rassen, zivilisierte und weniger zivilisierte Völker, fortgeschrittene Nationen und rückständige Stämme, souveräne Staaten und Gebiete unter der Vormundschaft Anderer, nämlich jener, die von Gott oder der Weltgeschichte dazu ausersehen sind.

Die ‚zivilisatorische Mission‘ der europäischen Völker war dabei stets der ‚Hebung‘, ‚Erziehung‘ und ‚Zivilisierung‘ der Kolonisierten verpflichtet. Der Staatssekretär des deutschen Reichskolonialamtes definierte 1907: „Kolonisation ... heißt die Nutzbarmachung des Bodens, seiner Schätze, der Flora, der Fauna und vor allem der Menschen zugunsten der Wirtschaft der kolonisierenden Nation und diese ist dafür der Gegengabe ihrer höheren Kultur, ihrer sittlichen Begriffe, ihrer besseren Methoden verpflichtet“ (zit. nach Melber 1992, S. 41). Die zwar dem wirtschaftlichen Nutzen der Kolonialmacht dienende, aber letztendlich für beide Seiten segensreiche Unternehmung musste im Zweifelsfall auch mit gewaltsamen Methoden durchgesetzt werden. General Lothar von Trotha, maßgeblich beteiligt am Völkermord an den Herero in Deutsch-Südwestafrika (dem späteren Namibia), schrieb: „Meine genaue Kenntnis so vieler Zentral-Afrikanischer Stämme, Bantu und Anderer, hat mir überall die überzeugende Notwendigkeit vorgeführt, dass sich der Neger keinem Vertrag sondern nur der rohen Gewalt beugt“ (zit. nach Steinmetz 2005, S. 204). Das im kolonialen Diskurs produzierte Wissen schreibt einer bestimmten, nach ihrer Herkunft definierten Gruppe bestimmte Eigenschaften zu (v.a. die Unfähigkeit zur Selbstregierung) und rechtfertigt damit Herrschaft, Ausbeutung und Gewaltanwendung: es ist offen rassistisch.

Der koloniale Diskurs dient dabei neben der Herrschaftslegitimation auch der Konstruktion von Identitäten: die

europäische Identität als fortschrittlich, zivilisiert und aufgeklärt entsteht dabei in der Abgrenzung von den als rückständig, unzivilisiert und barbarisch konstruierten nichteuropäischen Völkern bzw. Stämmen. Stuart Hall bezeichnet diesen Diskurs als „Der Westen und der Rest“. Seine dualistische Grundstruktur steht im Spannungsverhältnis zu seinen universalistischen Elementen: die Sozialphilosophie der Aufklärung glaubte, dass „es nur *einen* Weg zur Zivilisation und zur sozialen Entwicklung gebe und dass alle Gesellschaften auf der selben Skala als früh oder spät, tiefer- oder höherstehend eingeordnet werden können“ (Hall 1994, S. 172, Herv.i.O.). Fremde Kulturen dabei lediglich als minderwertige, rückständige Vorstufen der eigenen zu verstehen, bezeichnet Melber als den „kolonialen Blick“ (Melber 1992, S. 12).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts, unter dem Eindruck der Russischen Revolution und antikolonialer Befreiungskämpfe, kam es zu einer Transformation des kolonialen Diskurses: das Motiv der ‚Entwicklung‘ wurde zunehmend dominant. Eine der ersten und bekanntesten Manifestationen dieses neuen Entwicklungsdiskurses findet sich in der Antrittsrede von US-Präsident Truman 1949: „... wir müssen ein kühnes neues Programm auf den Weg bringen, um die Vorzüge unseres wissenschaftlichen und industriellen Fortschritts der Verbesserung und dem Wachstum der unterentwickelten Gebiete verfügbar zu machen. ... Mehr als die Hälfte der Menschen auf der Welt lebt unter nahezu elenden Bedingungen. ... Ihre Armut ist ein Hemmnis und eine Bedrohung, sowohl für sie als auch für die wohlhabenderen Gebiete. ... Ich glaube, daß wir friedliebenden Völkern die Vorzüge unseres gesammelten technischen Wissens zur Verfügung stellen sollten, um ihnen das Streben nach einem besseren Leben zu erleichtern. ... In unseren Plänen ist kein Platz mehr für den alten Imperialismus, der Ausbeutung zugunsten von Profiten bedeutete. Was uns vorschwebt ist ein Programm der Entwicklung auf der Grundlage von demokratischem fairem Handel.“ (zit. nach Rist 1997, S. 249f., Übers. AZ)

Im Vergleich mit dem Versailler Vertrag von 1919 fallen folgende Punkte ins Auge:

1. In der Absage an den ‚alten Imperialismus‘ und dem Bekenntnis zu ‚demokratischem fairem Handel‘ ist die Zurückweisung der bisherigen Annahme hinsichtlich der Unfähigkeit der betreffenden Völker, sich selbst zu regieren, erkennbar. Im Entwicklungsdiskurs geht die Treuhandschaft über die jeweiligen Gebiete (vgl. Cowen und Shenton 1995) von den ehemaligen Kolonialmächten auf die neuen Eliten des postkolonialen Staates über, d.h. die Fähigkeit zur Herrschaft wird nicht mehr direkt an die Zugehörigkeit zu einer nach Rasse oder Herkunft definierten Gruppe gebunden, sondern an das Wissen über den Prozess der ‚Entwicklung‘, das ‚Entwicklungsexperten‘ vorbehalten ist.
2. Betont wird die Armut des größten Teils der Weltbevölkerung, die ‚Hemmnis‘ und ‚Bedrohung‘ auch für die ‚wohlhabenderen Gebiete‘ darstelle. Der Nutzen, den der Süden aus den wirtschaftlichen Beziehungen mit den ehemaligen Kolonialmächten ziehen soll – über Kapitalinvestitionen und Technologietransfer soll ‚Entwicklung‘ stattfinden und ein besseres Leben für die Menschen in den betreffenden Gebieten erreicht werden – wird deutlich stärker betont. Er liegt im Entwicklungsdiskurs allerdings über-

- wiegend in einer materiell verstandenen Verbesserung des Lebensstandards und weniger in einer ‚Zivilisierung‘.
3. Die dualistische Grundstruktur des kolonialen Diskurses bleibt trotz Wegfall des offen rassistischen Elements erhalten: die Zweiteilung ‚zivilisiert/unzivilisiert‘ wird ersetzt durch den Dualismus ‚entwickelt/unterentwickelt‘ (oder ‚weniger entwickelt‘). Bestehen bleibt demnach die Vorstellung, dass Gesellschaften in überlegene und unterlegene eingeteilt werden können, und wie im kolonialen Diskurs dient das Eigene als ideale Norm, anhand derer die Defizite des Anderen aufgezeigt werden: die unterentwickelten Gesellschaften sind weniger reich, weniger industrialisiert, weniger demokratisch, usw. Unerwähnt bleibt, dass manche gesellschaftlichen Probleme im Süden durchaus mit der Außenwirtschaftspolitik des Nordens, mit dessen Unterstützung diktatorischer oder korrupter Regime und mit der Eingliederung in eine ungleiche internationale Arbeitsteilung zusammenhängen. Unerwähnt bleibt ebenfalls, dass angesichts dieser Politiken der Industrieländer, aber auch angesichts von Umweltzerstörung, Rassismus, sexualisierter Gewalt, hohen Selbstmordraten und anderer sozialer Probleme im Norden die Annahme der Überlegenheit dieser Gesellschaften höchst fragwürdig erscheint.
  4. Eine weitere bemerkenswerte Kontinuität zum kolonialen Diskurs nach der Aufklärung ist, dass die Defizite des Südens als verbesserbar konzipiert werden, und zwar nicht mehr durch einen Prozess der ‚Zivilisierung‘, sondern einen der ‚Entwicklung‘. Auch im Entwicklungsdiskurs spielen in diesem Prozess jedoch die Fähigkeiten und Ressourcen der überlegenen Gesellschaften eine entscheidende Rolle: die Lösung des Problems der ‚Unterentwicklung‘ hängt von Investitionen, Technologien, Modernisierung und insgesamt v.a. von Expertenwissen aus dem Norden ab. Dies äußert sich zum einen in der ‚Entwicklungshilfe‘, in der Experten aus dem Norden den Prozess im Süden unterstützen, zum anderen aber auch in der Bedeutung westlicher Bildung und Ausbildung besonders für die Eliten der postkolonialen Staaten. Der ‚Entwicklungsprozess‘ ist ohne Wissenstransfer aus den ‚entwickelten Ländern‘ kaum vorstellbar.
  5. Eine weitere Verschiebung im Entwicklungsdiskurs gegenüber seinem Vorgänger der kolonialen Ära ist, dass kaum noch von ‚unzivilisierten‘ bzw. ‚unterentwickelten‘ Völkern, sondern primär von „unterentwickelten“ Gebieten, Regionen oder Ländern gesprochen wird, d.h. der Gegenstandsbereich wird sozialgeographisch statt biologisch definiert. Doch auch nach dieser Verschiebung ist das biologische Element nicht ganz verschwunden, denn es geht immer noch um „Völker“, die in den entsprechenden ‚unterentwickelten‘ Gebieten leben. Auch wenn sich die Bezeichnung primär auf geographische Einheiten und die dort vorherrschenden Lebensbedingungen und Produktionsweisen bezieht, so liegt der implizite Schluss nahe, dass diese Menschen ‚unterentwickelt‘ sind.

Auf den ersten Blick ist der Entwicklungsdiskurs daher nicht generell als rassistisch zu bezeichnen. Die Verschiebung vom biologischen zum sozialgeographischen Gegenstandsbereich

sowie der Wegfall hierarchischer internationaler Beziehungen zwischen zur Selbstregierung fähigen und unfähigen Ländern sprechen deutlich dagegen. „Rasse“ als Begriff ist vollkommen abwesend im Entwicklungsdiskurs. Auf der anderen Seite werden die Gesellschaften des Südens anhand einer eurozentrischen Norm weiterhin als unterlegen, die des Nordens weiterhin als überlegen konstruiert, was eine Kontinuität zum rassistischen Kolonialdiskurs darstellt. Eine Verbesserung ihres unterlegenen Status ist nur durch Hilfe aus den überlegenen Gesellschaften, ihr Wissen, ihre Techniken und ihre Investitionen denkbar, und nur durch Annäherung an die von den ehemaligen Kolonialmächten gesetzte Norm. Dabei ist für manche der Übergang von der einen zur anderen Gruppe möglich: Südkorea z.B. ist mittlerweile Mitglied der OECD, die ‚Unterentwickelten‘ können also durch Übernahme westlicher Praktiken und Normen und wirtschaftliche Erfolge ihren defizitären Status hinter sich lassen. Wenn die Unterlegenheit also keine unveränderliche Zuschreibung ist, kann aufgrund der obigen Definition streng genommen nicht von Rassismus gesprochen werden. Die Frage steht jedoch im Raum, ob die Koppelung einer Statusverbesserung an die Übernahme der Normen der als überlegen konstruierten westlichen Gesellschaft nicht doch eine rassistische Dimension aufweist. Jedenfalls verweist die koloniale Grundstruktur des Diskurses auf die Notwendigkeit einer näheren Betrachtung der Entwicklungszusammenarbeit im Hinblick auf die Frage nach rassistischen Elementen.

#### **„Rasse“ und Rassismus in der Entwicklungszusammenarbeit**

Somit stellt sich die Frage nach der Relevanz von „Rasse“ in Überlegungen zur Entwicklungszusammenarbeit jenseits der schlichten Feststellung, dass die im Entwicklungsdiskurs als überlegen konstruierten Gesellschaften primär von Weißen, die als unterlegen konstruierten Gesellschaften primär von Nichtweißen gebildet werden. Die Entwicklungszusammenarbeit ist generell darauf angelegt, dass die im Diskurs als defizitär angesehenen Gesellschaften und Lebensweisen durch gezielte Maßnahmen verbessert werden, und zwar im Hinblick auf eine westliche Norm und durch Unterstützung in der Regel westlicher oder zumindest im Westen ausgebildeter Entwicklungsexperten. Ginge es um die Verwirklichung kulturell spezifischer, nichtwestlicher Normen und Werte, wäre nicht einsichtig, wozu westliche Expertise notwendig ist. Diese Maßnahmen beinhalten die Ersetzung traditioneller Normen und Praktiken – was keineswegs immer negativ sein muss, aber es sollte zumindest realisiert werden. Goudge beschreibt die Aufgabe der in der EZ tätigen Menschen wie folgt: „The constant introduction of ‚better ways of doing things‘; of apparently superior technologies in everything from medicine to transport; the perceived need to learn the English language; all contribute to the message that the West is culturally superior and that ‚Third World‘ countries and people will not ‚advance forwards‘ unless these examples are followed. Thus, as in the age of the missionary, the desire to make countries and peoples conform to the value system of the West is apparent in the development and aid industry.“ (Goudge 2003, S. 127)

Gegen diese Sichtweise ist zweierlei einzuwenden: Erstens, dass viele Menschen im Süden diese Maßnahmen und

Werte ebenfalls als erstrebenswert ansehen, und zweitens, dass einige Entwicklungsprojekte tatsächlich auch zu Verbesserungen im Lebensstandard führen. Dennoch ist festzuhalten, dass auch wenn Entwicklungsprojekte der Zielgruppe zu produktiveren oder gesünderen Lebens- und Arbeitsweisen verhelfen, sie meist im Kontext der Übernahme westlicher Praktiken und somit einer Hierarchisierung von Kulturen stehen. Auch erfolgreiche Entwicklungsprojekte vermitteln den Betroffenen daher, Teil einer rückständigen Kultur zu sein (vgl. DuBois 1991). Durch Übernahme bestimmter Praktiken und Werte können sie sich zwar entwickeln, werden jedoch kaum jemals auf einer Stufe mit den bereits ‚Entwickelten‘ stehen.

Doch nicht nur die Festlegung auf eine rückständige Kultur ist im Rahmen der EZ anzutreffen, auch die Hautfarbe spielt oft eine wichtige Rolle. Dies legen Erfahrungsberichte aus der Praxis nahe: „There is something disturbing about the people in this valley ... They are poor peasants but they look just like me. ... Some of them are blonde with blue eyes. I am used to my target group being browner.“ (Frank 1986, S. 265) Die Verwirrung, die das Aussehen seiner Zielgruppe in Nordwestpakistan diesem Entwicklungshelfer seinem autobiographischen Bericht zufolge bereitet, deutet darauf hin, dass im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit sowohl die Rolle der Experten als auch die der ‚zu Entwickelnden‘ mit einer bestimmten Hautfarbe verknüpft ist – selbstverständlich nicht formal, aber in den Erwartungshaltungen der beteiligten Personen. Dies betrifft auch die Erwartungshaltungen der Zielgruppe, wie Uma Kothari berichtet: „Local counterparts‘ have been visibly disappointed when they realized that their expatriate consultant was not white“ (Kothari 2006b, S. 15f.).

Die Verbindung zwischen Expertenstatus und Hautfarbe zeigt sich auch in weiteren Phänomenen. Zum Beispiel in der Erfahrung von Süd-NGOs, mit einem weißen Geschäftsführer (auch wenn es ihm an Erfahrung mangelt) leichter an Gelder aus EZ-Stiftungen heranzukommen (vgl. Kothari 2006b, S. 16). Oder in den Privilegien, die weiße Entwicklungshelfer/-innen im Süden oft genießen (vgl. White 2002, S. 408; Goudge 2003, S. 10ff., 76ff., 146ff.). Oder auch in der Selbstverständlichkeit, mit der junge, unerfahrene und für ihre Tätigkeit oft völlig unqualifizierte Weiße als „Entwicklungshelfer/-innen“ in Projekten im Süden eingesetzt werden (vgl. Goudge 2003, S. 17). Die Herkunft der Helfer/-innen, und vielleicht auch ihre Hautfarbe, stattet sie mit einer quasi-natürlichen Autorität und Expertise in ‚Entwicklungsfragen‘ aus, schließlich sind sie ja ‚entwickelt‘. Die weitgehende Unkenntnis von Sprache, Geschichte, Kultur und Politik des Ziellandes – zumindest bzw. v.a. im Vergleich mit Einheimischen – scheint kein Hindernis zu sein für diese Art der Hilfe (siehe auch Kontzi 2011 zum deutschen Freiwilligendienst Weltwärts). Eine Umkehrung der Rollenverteilung erscheint grotesk: eine Person aus Nicaragua, die ohne Schwierigkeiten mit der Einwanderungsbehörde in ein europäisches Land reist und dort mit höchst mangelhaften Sprachkenntnissen und ohne jegliche Ausbildung, dafür aber mit dem Privileg frei wählbarer Arbeitszeit in einem Kinderheim mitarbeitet und dafür noch soziale Anerkennung erwartet – die Situation ist schwer vorstellbar (vgl. Goudge 2003, S. 11).

Im Bereich der der EZ zugrunde liegenden Wissensproduktion sind ähnliche Hierarchien feststellbar. Das Wissen um

die gesellschaftlichen Probleme des Südens wird größtenteils im Norden verortet, weshalb regelmäßig Menschen aus dem Süden in Universitäten des Nordens über die Gesellschaften unterrichtet werden, in denen sie aufgewachsen sind, und in denen die Experten allenfalls einige Forschungsaufenthalte verbracht haben (vgl. White 2002, S. 410). Der in der EZ vorgesehene Wissenstransfer verläuft von Norden nach Süden, und meist auch von Weißen zu Nichtweißen (vgl. Goudge 2003, S. 184). Die Vorstellung, dass Wissen aus dem Süden notwendig wäre, um die gesellschaftlichen Probleme des Nordens zu bewältigen, erscheint den Meisten absurd. Die Verknüpfung zwischen Hautfarbe und Expertenstatus wird auch in medialen Darstellungen im Rahmen der EZ vielfach zementiert: die HelferInnen sind Weiße, die Hilfsbedürftigen Nichtweiße. Auch heute noch arbeiten Entwicklungshilfeorganisationen oft mit den Bildern hilfloser schwarzer Kinder, die es mit der Spende zu unterstützen gilt (vgl. Kothari 2006b, S. 13; Kiesel und Bendix 2010). Eine Studie gelangt zu der These, dass die entsprechenden Darstellungen „einer Selbstvergewisserung weißer Identität als höherwertig dienen und damit ein existierendes Herrschaftsverhältnis zugunsten weißer Menschen aufrechterhalten“ (Kiesel/Bendix 2010, S. 483).

Die Repräsentation des Südens als passiv und unfähig, selbst aus dem elenden Zustand zu entkommen und als angewiesen auf die helfende Hand aus dem Norden steht in nahezu unmittelbarer Kontinuität zu kolonialen Sichtweisen und unterschlägt sowohl die Verbindung zwischen den Lebensumständen auf der einen und der Außenwirtschaftspolitik auf der anderen Seite der Erde wie auch die zahlreichen sozialen und politischen Kämpfe in den entsprechenden Gesellschaften. Internationale wie innergesellschaftliche Machtverhältnisse und Interessenskonflikte werden ausgeblendet, Armut wird entpolitisiert und als technisches Problem dargestellt, dessen Lösung in größerer Wohltätigkeit der vom System relativ Begünstigten und nicht in einer Änderung der Machtverhältnisse verortet wird.

Rassifizierende oder sogar rassistische Argumentationsweisen sind oftmals auch dort anzutreffen, wo gesellschaftliche Probleme im Süden unter Missachtung politischer und sozialer Faktoren auf spezifische Mentalitäten und Kulturen zurückgeführt werden. Dies geschieht z.B. wenn die Ausbreitung von AIDS in Afrika mit einer Neigung der Afrikaner/-innen zur Promiskuität erklärt wird. Dies geschieht auch dann, wenn die afrikanische politische Klasse generell als korrupt angesehen wird und entsprechende Kontrollen und Sanktionen unter dem Stichwort Good Governance von (weißen und als prinzipiell nicht korrupt angesehenen) Repräsentanten der Regierungen und Institutionen des Nordens eingefordert werden (vgl. Kothari 2006b, S. 14). Dies geschieht besonders, wenn ‚failed states‘ und ‚neue Kriege‘ auf eine tief verankerte gewalttätige politische Kultur zurückgeführt werden und als einziger Ausweg die Treuhandschaft ‚zivilisierter‘ Industrieländer (nicht etwa der UNO, weil dort auch der Süden ein Mitspracherecht hat) favorisiert wird (vgl. Menzel 1992, aber auch neuere Diskussionen um Protektorate und liberalen Imperialismus). Wenn in diesen Diskussionen den betroffenen Gruppen bestimmte unveränderliche Eigenschaften zugeschrieben werden und dadurch eine ungleiche Verteilung von Rechten oder Ressourcen legitimiert wird, dann ist der Begriff des Rassismus durchaus angebracht.

Rassismus ist auch dort präsent, wo (meist weiße) Expert/in-n/en im Kontext einer Bevölkerungspolitik die Geburt von nichtweißen Kindern in armen Ländern als Bedrohung definieren („Bevölkerungsexplosion“), die das Überleben der Menschheit gefährdet – ungeachtet der Tatsache, dass jeder Mensch in den reichen Ländern ein Vielfaches an natürlichen Ressourcen verbraucht (vgl. Schultz 2006). Die Ungleichbehandlung aufgrund der Herkunft erscheint besonders eklatant, wenn es wie hier um die Wertschätzung von Menschenleben geht. In den 1990er Jahren forderte der damalige Chefökonom der Weltbank, Larry Summers, einen verstärkten Export von gesundheits- und umweltschädlichen Produktionsanlagen in den Süden, da in Niedriglohnländern die volkswirtschaftlichen Verluste durch erhöhte Sterblichkeitsraten ungleich geringer seien (vgl. George/Sabelli 1994, S. 98ff.) – eine Diskriminierung, die sich zwar auf die Produktivität der jeweiligen Gruppe stützt, jedoch eng mit Herkunft und Wohnort verknüpft ist. Auch in dem nach dem 11. September 2001 ausgerufenen „Krieg gegen den Terror“ zeigt sich eine ungleiche Wertschätzung von Menschenleben. Wenn die 3.000 Todesopfer der Anschläge es rechtfertigen, unermessliche Summen in den Antiterrorkrieg zu investieren, warum wird dann nicht mal ein Bruchteil der Summe in die Bekämpfung der Todesursache der 100.000 Menschen investiert, die tagtäglich an Unterernährung sterben? (vgl. Ziegler 2002, S. 86) Von der ungleichen medialen Aufmerksamkeit und den ungleichen politischen Konsequenzen einmal ganz abgesehen. Der Zusammenhang liegt nahe, dass ein, wenn nicht der zentrale Unterschied zwischen den Opfern in ihrer Herkunft liegt: Tote Weiße aus Industrieländern scheinen wichtiger zu sein als tote Nichtweiße aus dem Süden.

### Fazit: Frohe Weihnachten, Afrika!

Aufgrund der hier angeführten Beispiele muss festgestellt werden: Rassismus ist in der Entwicklungszusammenarbeit weder irrelevant noch ein Phänomen vergangener Zeiten, mit dem man sich heute nicht mehr auseinandersetzen muss. Rassismus ist mit der Entwicklungszusammenarbeit durch ihr koloniales Erbe und die damit verbundenen Strukturen verknüpft, auch wenn es verfehlt wäre, sämtliche ihrer Projekte und Organisationen als rassistisch zu verurteilen. Nur durch die ernsthafte wissenschaftliche und politische Auseinandersetzung mit dem Thema kann es gelingen, Praktiken internationaler Zusammenarbeit von diesem kolonialen Erbe abzulösen.

Dass dies ein langer, mühseliger Weg sein wird, und wir uns erst an seinem Anfang befinden, demonstriert eine Anzeige, die das BMZ im Dezember 2012 in mehreren Zeitungen geschaltet hat. Unter der Überschrift „Frohe Weihnachten Afrika“ ist eine Buschhütte bei Nacht abgebildet, die mit einer Beleuchtung in Form von Rentieren, Schlitten und Weihnachtsmann ausgestattet ist. Darunter wirbt Minister Niebel mit einem Foto von sich und dem Slogan „Vieles haben wir schon bewegt. Mit Ihrer Hilfe können wir noch mehr“. Frei von jeglicher Sensibilität für kulturelle Differenzen und Hierarchien wird suggeriert, elektronischer Weihnachtsklimbim sei das, was die Menschen in Afrika bräuchten – und ‚wir‘ bringen wieder einmal Licht und Kultur ins Dunkel Afrikas. Sowohl das Fortschrittsideal als auch das hier deutlich werdende Selbstverständnis der EZ verweisen darauf, dass auch heute noch einige die „Bürde des Weißen Mannes“ zu schultern müssen meinen.

### Literatur:

- Atia, I. (2012):** Konstruktionen mit realen Folgen. Rassismus ist kein Vorurteil, sondern ein gesellschaftliches Machtverhältnis. In: Berliner Entwicklungspolitische Ratschlag (Hrsg.): Wer ändert einen Brunnen gräbt... Rassismuskritik/Empowerment/Globaler Kontext. Berlin. BER.
- DuBois, M. (1991):** The Governance of the Third World. A Foucauldian Perspective on Power Relations in Development. Alternatives. Jg.16. H. 1. S. 1-30.
- Frank, L. (1986):** The Development Game. In: Rahnema, M. (Hg.): The Post-Development Reader. London: Zed Books. S. 263-273.
- Friedensvertrag von Versailles** vom 28. Juni 1919, (Online im Internet unter: <http://www.documentarchiv.de/wr/vv01.html> (31.05.2007).
- George, S./Sabelli, F. (1994):** Faith and Credit. The World Bank's secular empire. Harmondsworth. Penguin.
- Goudge, P. (2003):** The Whiteness of Power. Racism in Third World Development and Aid. London. Lawrence & Wishart.
- Habermann, F. (2013):** Der unsichtbare Tropenhelm. Klein Jasedow. think-oya.
- Hall, S. (1989):** Die Konstruktion von ‚Rasse‘ in den Medien. In: Hall, S. (Hg.): Ideologie – Kultur – Rassismus. Ausgewählte Schriften 1. Hamburg: Argument. S. 150-171.
- Hall, S. (1994):** Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In: Hall, S. (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg, Argument. S. 137-179.
- Hund, W. D. (1999):** Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit. Münster. Westfälisches Dampfboot.
- Kiesel, T./Bendix, D. (2010):** „White Charity: Eine postkoloniale, rassismuskritische Analyse der entwicklungspolitischen Plakatwerbung in Deutschland.“ In: Peripherie Nr. 120. S. 482-495.
- Kontzi, K. (2010):** Postkolonialismus: Ich helfe, Du hilfst, ... ihnen wird geholfen. In: iz3w Nr. 323. S. 40-42.
- Kothari, U. (2006a):** Critiquing ‚race‘ and racism in development discourse and practice. In: Progress in Development Studies Jg. 6. H. 1. S. 1-7.
- Kothari, U. (2006b):** An agenda for thinking about ‚race‘ in development. In: Progress in Development Studies. Jg. 6. H. 1. S. 9-23.
- Melber, H. (1992):** Der Weißheit letzter Schluß. Rassismus und kolonialer Blick. Frankfurt a.M. Brandes & Apfel.
- Menzel, U. (1992):** Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der Großen Theorie. Frankfurt a.M. Suhrkamp.
- Miles, R. (1991):** Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg. Argument.
- Rist, G. (1997):** The History of Development. From Western Origins to Global Faith. London. Zed Books.
- Rommelspacher, B. (1995):** Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin. Orlanda.
- Schultz, S. (2006):** Hegemonie, Gouvernementalität und Biomacht. Reproduktive Risiken und die Transformation internationaler Bevölkerungspolitik. Münster. Westfälisches Dampfboot.
- Steinmetz, G. (2005):** Von der „Eingeborenenpolitik“ zur Vernichtungsstrategie: Deutsch-Südwestafrika, 1904. In: Peripherie Nr. 97/98, S. 195-227.
- White, S. (2002):** Thinking race, thinking development. In: Third World Quarterly. Jg. 23. H. 3. S. 407-419.
- Ziegler, J. (2002):** Der Raubtierkapitalismus und seine Folgen – wo ist die Hoffnung? In: Cassen, B. et al. (2002): Eine andere Welt ist möglich! Hamburg. VSA-Verlag. S. 80-90.

### PD Dr. Aram Ziai

ist Senior Researcher am Zentrum für Entwicklungsforschung der Universität Bonn. Er ist Soziologe und Politikwissenschaftler und arbeitet zu postkolonialen und Post-Development Ansätzen, zu Entwicklungstheorie, -politik und -diskurs sowie zur Reform der Weltwirtschaft.